



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Akademika.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

ländisches Ehepaar gestiftet hatte, durch Geschenke und Eintritt in ihre Genossenschaft thatkräftige Theilnahme bewiesen. Vielleicht, daß ein günstiges Geschick noch einmal Briefe oder sonstige private Aufzeichnungen Burkard's zu Tage fördert. Sie würden am besten im Stande sein, das nöthige Material zur Charakteristik eines Mannes zu liefern, dem in Jahren von eminentester politischer Bedeutung in einem der Zentren des politischen Lebens zu wirken vergönnt war.

Darmstadt.

H. Heidenheimer.

Akademika.

1.) Rosenkranz und die Nibelungen.

„Rosenkranz todt! — Mein Rosenkranz todt!“ — So hat wohl in den letzten Wochen schmerz erfüllt mancher seiner Jünger mit mir gerufen, der einst nicht nur zu seinen Füßen gefessen, sondern auch seinem Herzen — dem edelsten, treuesten Herzen! — näher gestanden.*) So viel auch über den Einfluß des unvergeßlichen Meisters auf das geistige Leben der Albertina gesagt worden ist, so stark man auch, namentlich jetzt, seine Verdienste um die Wissenschaft betonen mag, nimmer genug wird seine Einwirkung auf das Gemüthsleben seiner Schüler gewürdigt werden können. Wer ihm zu nahen das Glück hatte, konnte sich dem erfrischenden, belebenden, erhebenden Zauber seiner liebenswürdigen, idealen Persönlichkeit gar nicht entziehen. Niemals hat wohl ein Universitäts-Lehrer mit solchem Erfolge Ethik gelehrt, nie ein Kathedermann solche Liebe bei seinen Zuhörern genossen, wie Rosenkranz. Kein Wunder: er selbst war eine durch und durch ethische Natur, er selbst brachte seinen Schülern die reichste Liebe entgegen.

Sein Leben, sein Wirken zu schildern und zu beleuchten, fühle ich mich nicht berufen. Nur von einer kleinen Episode aus seiner akademischen Thätigkeit möchte ich erzählen, die geeignet ist, ein schönes Licht auf das Herz des trefflichen Mannes zu werfen. Bin ich doch wahrscheinlich der einzige Ueberlebende, dem eine Rolle dabei zuertheilt war.

Wenn ich mich recht erinnere, war es im Frühjahr 1838, daß in einigen der begeistertsten Zuhörer des großen Philosophen der Wunsch nach einer innigeren Vereinigung untereinander und zwar unter der Hegide ihres verehrten Meisters erwachte. Man näherte sich gegenseitig, es wurden Verab-

*) Prof. Karl Rosenkranz geb. am 23. April 1805 in Magdeburg, † am 14. Juni 1879 in Königsberg.

redungen getroffen, die bald zur Gründung eines literarischen Kränzchens führten, das in die Reihe der Burschenschaften trat und der besonderen Leitung und Pflege unsers Rosenkranz sich erfreute. In jugendlichem Drange die höchsten Ziele nur eben für hoch genug achtend, meinten wir uns keiner Anmaßung schuldig zu machen, wenn wir den Namen der „Nibelungen“ adoptirten. Vielleicht hätten wir besser gethan, uns ohne ihn zu behelfen; mindestens hätten wir dann die höhnische Bemerkung unserer Gegner nicht provoziert, welche meinten: sie sähen wohl ein Zwerggeschlecht (uns Dichterlinge), auch den Helden Siegfried (Rosenkranz), was sie aber nicht zu sehen vermöchten, das sei der zu erlösende Hort.“

Nun, jene Spötter mögen nicht Unrecht gehabt haben. Epochenmachende, welterschütternde Geister sind aus dem Königsberger Dichterbunde von Anno 38 nicht hervorgegangen, und mit den studentischen Dichterbünden der Leipziger, Hallenser und Göttinger im vorigen Jahrhundert hatte er wohl nichts als die Begeisterung gemein. Doch wir trösteten uns mit Uhländ und meinten, daß „nicht auf wenig stolze Namen“ des Volkes Bildung aufgebaut sei, und wollten frisch, froh, frei, wie uns der Schnabel gewachsen war, alles, was in der Brust nach Entfesselung rang, in die Welt hinaus singen. Viel Mittelmäßigkeit war gewiß schon bei der Gründung des Vereins mit aufgenommen worden, und auch später noch legte die Sucht, Mitglieder zu werben, nur zu oft die Kritik lahm. Doch zeigte sich gerade in diesem Kreise des Meisters Einfluß weckend anregend, begeisternd, läuternd, veredelnd. Unter uns staunte Einer den Andern an ob seines geistigen Wachsthums. Nach Jahr und Tag vermochten wir unsere „Poetischen Perspektiven“ (Berlin, Unger, 1839) herauszugeben, zu denen Rosenkranz den Titel und die Vorrede lieferte. Das Büchelchen — mit Unrecht bisweilen unter Rosenkranz' Werken aufgeführt — mit all' seinen Schwächen zeugte wenigstens von der Werdelust akademischer Jugend, von dem Ringen nach Idealem und ist in diesem Sinne auch beurtheilt worden.

Wir hatten bei unserer Konstituierung auf meinen Vorschlag die Vereinsfarben: Roth, Weiß, Gold gewählt, deren Begründung ich vor der allgemeinen Versammlung der Burschenschaften in Versen vortrug, die dann auch in den „Poetischen Perspektiven“ Aufnahme fanden und später von D. Gervais komponirt wurden. Nach dem Statut hatten Aspiranten eine Probe ihrer poetischen Begabung einzureichen, welche in der nächsten Vereinsitzung vorgelesen und kritisiert wurde. Unmittelbar darauf fand die Ballotage statt, bei welcher eine schwarze Kugel den Ausschluß des Suchenden zur Folge hatte. Doch kam diese eine schwarze Kugel nur selten vor. In nicht motivirter Toleranz trugen wir dem „guten Willen“ nur allzu stark Rechnung. Allwöchentlich ein Mal kamen die „Nibelungen“ in ihrem Vereinslokal — bei dem Kommilitonen

Wald auf dem Haberberge — zusammen, um die angemeldeten Novitäten zum Vortrage und zur Besprechung zu bringen. Hieran schloß sich dann eine, meist sehr erregte, Debatte und eine — statutengemäß — unerbittliche Kritik. Zum Schlusse wurde bei jeder einzelnen Nummer darüber abgestimmt, ob sie für würdig befunden, in den Annalen der „Nibelungen“ Aufnahme zu finden. Zwei Drittel bejahende Stimmen ließen eine Umarbeitung und nochmaligen Vortrag zu; nur „hell = leuchtende“ Ballotage entschied für unbedingte Eintragung in das „rothe Nibelungen-Album“. Dieses „rothe“ Album wurde dem Meister allwöchentlich zur Hyperkritik vorgelegt. Rosenkranz unterzog sich derselben mit einer Geduld, einer Hingebung und einem Zeitaufwande, den wir damals zwar ganz natürlich fanden, heute aber für bewunderungswürdig erklären müssen. Zu dem Ideengange jedes Einzelnen wußte er herabzusteigen, in der Sphäre jedes Individuums sich zurechtzufinden. Seine Wünsche rührte vermochte auch in des Ärmsten und Schwächsten Seele noch unentdeckte Eldorados und Golkondas aufzuspüren. Von seinem Geiste elektrisch berührt, sprühten wir ringsum Funken, daß es eine Lust war. Des Meisters Urtheil entschied nun darüber, was aus dem „rothen“ in das „weiße Album“ wandern sollte, mit andern Worten: was der Veröffentlichung werth sei. Allmonatlich fand eine „Große Sitzung“ in der Behausung unsers geliebten Lehrers (in der Königstraße) statt. Welch' köstliche Stunden waren das! In ungezwungenster Unterhaltung bot Rosenkranz uns stets das, was uns — wie er am besten wußte — am meisten noth that. In wunderbarer Klarheit beleuchtete er Punkte, die uns bisher dunkel geblieben, stellte neue, höhere Ziele vor unsern Blick, lehrte uns die Größe der Heroen in Wissenschaft und Kunst würdigen, und während wir harmlos zu plaudern vermeinten, leitete er an unsichtbaren elastischen Fäden die Unterhaltung stets aus den Niederungen, in die er uns bereitwillig folgte, wieder empor zu den sonnigen Höhen, wo seine Heimat war. Im Sommer schloß sich an solche Sitzungen oft ein gemeinschaftlicher Spaziergang in's Freie, bei dem das Schönste und Beste, was eine Jünglingsseele bewegt, zur Sprache kam, mit rückhaltslosem Vertrauen wir unser Zweifel, Irren und Fehlen ihm zu beichten pflegten und für alle unsere Gebrechen in ihm den lindheilenden Arzt, den warmen, theilnehmenden Freund fanden. Und eben so leicht, wie er die Diagnose gestellt, so sicher war er auch in Anwendung der Mittel, welche jeder Individualität frommten. Aber die Abstraktionen, in die wir uns vertieften, die Ideale, denen wir nachjagten, ließen uns das Reale und Praktische nie ganz aus den Augen verlieren. Rosenkranz war an solchen Tagen stets der liebenswürdigste Wirth, und selbst der materiellste Landsmannschafter hätte seine Leistungen in der „Naturalverpflügung“ achtungsvoll anerkannt. Oft schlossen diese Exkursionen mit einer fidelen Kneiperei, von der wir jedoch

nie mit wüstem Kopfe und müden Gliedern, wohl aber stets mit erhöhter Lebenslust und gehobenem Selbstgefühl heimkehrten. Niemand rühme sich, Rosenkranz zu kennen, der in solchen Kreisen sein lebendiges Wort nicht gehört, bei solcher Gelegenheit nicht unter dem Einflusse seiner Persönlichkeit gestanden!

Als wir — fast gleichzeitig — nach vollbrachtem Triennium oder Quadriennium von der alma mater Albertina uns losreißen mußten, erlosch zwar unter ihren Burschenschaften die Firma Nibelungia, ihre Glieder aber nahmen die nie welkende Blüthe der Poesie und das nie erkaltende Gefühl der Pietät für ihren theuren Meister mit in's Philisterleben. Sollte außer dem Verfasser dieser Zeilen noch ein „Nibelunge“ von 1838 auf dieser Erde wallen, so rufe ich ihn auf als Zeuge für die Treue meiner Schilderung jener unvergeßlichen Tage. Wilhelm Jordan stand dem Bunde nahe, ohne ihm als Mitglied anzugehören. Er fühlte sich wohl damals schon stark genug auf den eigenen Füßen, als daß er das Bedürfniß nach Anlehnung empfunden hätte. Zu den Stiftern des Bundes dagegen zählten: W. Wald (in Odessa als Redakteur der „Deutschen Zeitung“ gestorben), v. Tilly (Jurist), Dittmer (Mediziner), Pohlmann, Reimann, Schwanke (Theologen), deren Tod gerüchtweise mir gemeldet worden, v. Haacke (Landrath in Preußen), längst verstorben. So viel glaube ich sicher zu wissen, daß unser Leben mit dem Sein und Wesen unsers geliebten Lehrers stets auf's innigste verbunden geblieben. Kein Werk von einiger Bedeutung ist durch uns ausgeführt, kein Buch in die Welt geschickt worden, von dem unser Meister nicht Notiz, an dem er nicht innigen Antheil genommen hätte. Der von ihm gehobene Hort — so werthlos den Spöttern — ist nicht in den Rhein versenkt. Er lebt und wuchert fort in fernen Geschlechtern.

Freiburg a./A.

Hildebrandt.

2.) Die Berliner Dissertationen-Fabrik.

Durch alle größeren deutschen Zeitungen ist vor kurzem die beschämende Kunde gegangen, daß die Staatsanwaltschaft in Berlin ein förmliches Institut für Anfertigung von Doktor-Dissertationen und Prüfungsarbeiten, das von einem Juden, Namens Rosenthal, geleitet worden ist, aufgehoben und die sämmtlichen vorhandenen Papiere und Korrespondenzen desselben mit Beschlagnahme belegt hat. Im weiteren Verlaufe der Angelegenheit ist dann, wie man hört, an verschiedene deutsche Universitäten das Beweismaterial abgeliefert worden, aus welchem sich ergeben hat, daß eine Anzahl — es ist noch nicht bekannt, wieviel, aber die Zahl scheint nicht gering zu sein — von Dissertationen und Prüfungsarbeiten, auf Grund deren in der letzten Zeit Dokortitel verliehen und Kandidatengrenzböten III. 1879.

datenprüfungen bestanden worden sind, nicht von den Examinanden selbst gefertigt, sondern für Geld aus jenem Berliner Institut bezogen worden sind. Die weitere Folge wird natürlich die Aberkennung aller in solcher Weise erschlichenen Titel und Aemter sein, und so viel uns bekannt geworden, ist es in einzelnen Fällen bereits zu diesem für die Beteiligten gewiß unerwarteten traurigen Nachspiel gekommen.

Der Berliner Fall steht leider nicht vereinzelt da. Vor wenigen Monaten hat sich etwas ähnliches, wenn auch in weniger eclatanter Weise, in Leipzig abgespielt, wo die Entdeckung durch die Gewissenhaftigkeit eines dortigen Realschullehrers herbeigeführt wurde. Wiederholt war in den Leipziger Tagesblättern eine geeignete Persönlichkeit zur Lösung mathematischer Aufgaben gesucht worden. Der erwähnte Lehrer gab seine Adresse ab, erkannte aber an den ihm zugesandten Themen sofort, daß es sich dabei um gestellte Prüfungsaufgaben handeln müsse, und weitere Nachforschung ergab denn in der That, daß die ihm übergebenen Themata von der philosophischen Fakultät in Bonn einem dortigen Studenten gestellt worden waren. Die gesetzliche Folge für den Betreffenden ist natürlich die gewesen, daß er nun an keiner preussischen Universität wieder zu einem Examen zugelassen wird. Dem Leipziger Vermittler konnte man in diesem Falle nicht an den Kragen, weil er angeblich im Auftrage eines auswärtigen größern Bureau's für wissenschaftliche Arbeiten und ohne Kenntniß von dem betrügerischen Zwecke gehandelt hatte.

Das allermeiste bei diesen Vorgängen ist menschlich und begreiflich. Man kann es natürlich finden, daß jemand in unsrer Zeit, zumal wenn dieser Jemand ein Jude ist, schließlich auch auf diese Sorte von Industrie verfällt; denn was ist so gemein, daß heute nicht ein Geschäft und ein Gewerbe daraus gemacht würde? Man kann es auch natürlich finden, daß ängstliche Gemüther und Streber, die einen im Bewußtsein ihrer Schwäche, die anderen getrieben durch ihre Eitelkeit, ihr gutes Geld riskiren — der Berliner Unternehmer hat sich für jede Arbeit 450 Mark bezahlen lassen! —, um, im Falle des Gelingens, entweder zu Amt und Brod oder zu einem Titel und damit auch vielleicht noch zu etwas anderem — zu einer reichen Frau? wer weiß? — zu gelangen. Eines aber bleibt uns unbegreiflich: Wie mögen die „Gelehrten“ des Herrn Rosenthal aussehen! Was mögen das für Leute, für Männer der Wissenschaft sein, die für Geld fabrikmäßig x -beliebige „wissenschaftliche“ Arbeiten liefern! Was müßte das für ein Anblick sein, das gesammte Mitarbeiter-Kollegium des Herrn Rosenthal einmal in einem Gruppenbilde photographirt zu sehen — beiläufig eine Vorstellung, die uns auch dem Mitarbeiter- und Reporterkreise mancher Zeitung gegenüber verfolgt, und deren Verwirklichung wir den gläubigen Lesern jener Zeitungen einmal von Herzen gönnten!

An unseren Universitäten herrscht über die betrübende und, wie es scheint, doch ziemlich spät gemachte Entdeckung natürlich die tiefste und allgemeinste Entrüstung. Aber man lege sich einmal recht ehrlich die Frage vor: Ist es wirklich der lauterste sittliche Zorn über den verübten Betrug, der in dieser Entrüstung sich Luft macht, oder spielt vielleicht ein gut Theil Aerger mit hinein, Aerger darüber, daß einem wiederholt der fatale Fall hat passiren können, ein ganz gewöhnliches opus operatum, ein bezahltes Fabrikmachwerk nicht von einer mit Lust und Liebe und Interesse an der Sache gefertigten wissenschaftlichen Arbeit zu unterscheiden?

Jede echte wissenschaftliche Leistung zeigt, wie jedes echte Kunstwerk, etwas wie eine persönliche Physiognomie. Wer mit einer wissenschaftlichen Frage sich beschäftigt, tritt unwillkürlich zu seinem Stoffe in ein bestimmtes, intimes Verhältnis. Der Stoff sei, welcher er wolle und so unbedeutend er wolle, gleichviel: dem, der ihn behandelt, wird er lieb und werth, wichtig und interessant. Dies Verhältnis kommt in jeder echten wissenschaftlichen Arbeit zum Ausdruck; es zeigt sich in der ehrlichen, naiven Zuversicht, mit der auf das Resultat der Arbeit zugesteuert wird, in der Wärme der Ueberzeugung, mit der es vertreten wird; auch eine unvollkommene Arbeit, die vielleicht sachlich nicht genügt, kann durch einen Hauch dieses persönlichen Verhältnisses erfreulich und lebenswürdig werden; sei es ein einziges Wort, eine einzige Wendung, in der es sich verrieth, aber irgendwo wird die intime Beziehung des Verfassers zu seiner Arbeit zu Tage treten — wenn anders er die Arbeit aus gutem, eiguem, freiem Antriebe geschaffen hat, oder, falls es sich um ein gestelltes Thema handelt, dieses Thema, wie es recht und billig ist, vom Examinator nicht aus der Luft, sondern aus dem Studienkreise des Examinanden gegriffen ist. In einer bezahlten Arbeit aber, fabrizirt von einem Menschen, der heute hierüber, morgen darüber schreibt, wenn er nur dafür bezahlt wird, wie sollte dort auch nur die leiseste Spur jener persönlichen Antheilnahme zu finden sein? Es ist undenkbar. Auch die Liebe zur Sache ist, wie alle Liebe, für Gold nicht feil. Diesen Unterschied, der sich bei einigem stilistischen Feingefühl unbedingt herauserkennen lassen muß, in einzelnen Fällen nicht erkannt, schosle Fabrikarbeit für gute, ehrliche Handarbeit hingenommen zu haben, dies Bewußtsein ist es gewiß, das in Universitätskreisen ebenso deprimirt hat, wie die schlechte Sache an sich, um die sich's handelt.

Aber noch eine zweite Frage verfolgt uns und möchte einmal recht ehrlich beantwortet werden. Wäre es wohl möglich, daß eine derartige Dissertationen-Fabrik mit Aussicht auf Gewinn gegründet werden, sich eine Zeit lang halten und ihre Leute nähren konnte, wenn unsere Universitäten nicht oft genug Examenthemata stellten, die eben zur Noth auch von wissenschaftlichen Hand-

langern bearbeitet werden können? Müssen gewisse Themata nicht eine fabrikmäßige Behandlung vertragen, wenn es vorkommen kann, daß eine Fakultät sich mit der gelieferten Fabrikwaare begnügt? Die Frage wird sich schwerlich verneinen lassen. Vor allem der Philologie und Sprachwissenschaft kann — das ist unsre ehrliche und aufrichtige Ueberzeugung — der Vorwurf nicht erspart bleiben, daß sie durch die Wahl der von ihnen neuerdings mit Vorliebe gestellten Themata dem abscheulichen Betrug, der in jenem Institute verübt worden ist, wider Willen in die Hände arbeiten. Welcher Art sind die Themata, die von philologischer Seite jetzt mit Vorliebe für Prüfungsarbeiten gestellt werden? Es sind jene statistisch-grammatischen Aufgaben, in denen über das Vorkommen und die Anwendung irgend einer syntaktischen Konstruktion bei einem einzelnen Schriftsteller oder einer Gruppe von Schriftstellern — z. B. über irgend eine bestimmte Präposition und ihre Kasus, über eine Konjunktion und ihre Modi — Aufschluß gefordert wird, Themata also, wie: „Ueber *ὅτε* bei Homer“, „Ueber die Finalsätze bei Herodot“, „Ueber *περί* bei Xenophon“, „Ueber nisi und si non bei Cäsar“, „Ueber das Gerundium bei Tacitus“ u. s. w. Jedem unserer Leser, der mit Universitätskreisen Fühlung hat, werden aus den letzten Jahren ähnliche Ueberschriften massenhaft im Ohre schwirren.

Es kann uns nicht entfernt in den Sinn kommen, leugnen zu wollen, daß die Bearbeitung solcher Themata sehr wünschenswerth sein mag. Nachdem in jahrzehntelanger Arbeit die historische und vergleichende Sprachforschung für die Formenlehre des Griechischen und Lateinischen eine neue Basis geschaffen hat, und die Hauptarbeit auf diesem Gebiete für abgeschlossen gelten darf, liegt es nahe, die gleiche Methode auch auf die syntaktische Seite der Grammatik anzuwenden und zunächst einmal durch ganz äußerliche, statistische Erhebungen über den Sprachgebrauch und seinen Wandel eine sichere Grundlage für weitergehende Untersuchungen zu schaffen. Eine Entdeckung wie die, welche Tycho Mommsen vor wenigen Jahren auf Grund eines umfänglichen Beobachtungsmaterials veröffentlicht hat: daß die griechische Grammatik bisher völlig im Irrthume gewesen, wenn sie in der Anwendung der Präpositionen *σύν* und *μετά*, die beide dem Deutschen „mit“ entsprechen, keinen wesentlichen Unterschied erkannt hat, ist allerdings darnach angethan, die Philologie gegen ihr gesammtes syntaktisches Wissen mißtrauisch zu machen, und erklärt sehr wohl den Feuereifer, mit dem man sich jetzt auf dergleichen Fragen geworfen hat. Auch das ist begreiflich, daß man in den leitenden philologischen Kreisen möglichst viele, namentlich jüngere Kräfte für diese Fragen zu interessieren sucht, umsomehr, da die hier zu behandelnden Aufgaben einerseits unendlich zeitraubend und langweilig, die Resultate im Verhältniß zu der aufgewandten Mühe oft von einer

verblüffenden Geringfügigkeit sind, andererseits aber diese Aufgaben auf einem weniger gefährlichen Boden sich bewegen als die früher dominirenden ethnologischen Untersuchungen, also auch jüngere, noch nicht ganz gefestigte Kräfte zur Mitarbeit herangezogen werden können. Wir leugnen aber ganz entschieden, daß Grammatik identisch sei mit Philologie, und daß derartige Aufgaben als Prüfungsarbeiten für den Abschluß des philologischen Studiums am Platze seien. Sie eignen sich nicht dazu, schon deshalb, weil sie eben in erster Linie Zeit und Geduld und erst in zweiter Kenntnisse und Geist erfordern. Es sind mit einem Worte die richtigen wissenschaftlichen Handlangerarbeiten. Glaubt wohl ein einziger Universitätslehrer, daß die Summe des philologischen Wissens und der philologischen Methode, die sich der Student während eines drei- bis vierjährigen Studiums angeeignet haben und die er später — wohlgerne! — in seiner Lehrerpraxis zur Anwendung bringen soll, sich aus einer solchen Arbeit erkennen lasse? Man weiß ja, wie dergleichen Aufgaben angefaßt werden — so mechanisch wie möglich. Welchem Studenten, dem das Thema gestellt wird, die Präposition *περι* bei Xenophon zu behandeln, wird es einfallen, deshalb den Xenophon durchzulesen? nach dem Sinne und Zusammenhange durchzulesen? Er setzt sich eben ein paar Wochen lang hin und fischt zunächst die sämtlichen Stellen, an denen die genannte Präposition vorkommt, aus dem Texte heraus — eine Arbeit, die er recht gut auch einen bildungsfähigen Packträger besorgen lassen könnte, wenn er ihn dazu abrichtete, sich das Buchstabenbild *περι* einzuprägen und, so oft ihm dasselbe im Text begegnet, mit dem Rothstift zu unterstreichen. Dann erst beginnt die eigentliche philologische Arbeit, zu deren Ausführung man aber ebenfalls nicht acht Semester lang Philologie studirt zu haben braucht, sondern die auch ein tüchtiger Primaner allenfalls verrichten kann: die sämtlichen Stellen kategorienweise zu ordnen. Hierbei wird sich kein Mensch die Mühe machen, etwa größere Textabschnitte zu überblicken; es ist dies auch in den meisten Fällen überflüssig. Mit einer guten deutschen Uebersetzung an der Seite, deren Benutzung in solchen Fällen wohl nur ein Engel vom Himmel verschmähen würde, wird man sich möglichst schnell und bequem von Stelle zu Stelle über den Zusammenhang orientiren und dann die einzelnen Fälle suo loco registriren.

Daß solche Arbeiten eine „Prüfung“ der Examinanden in dem vom Staate gewollten Sinne involviren, glauben die Examinatoren gewiß selber nicht. Es ist ihnen aber auch gar nicht so sehr darum zu thun, als vielmehr um möglichste Förderung ihrer eignen wissenschaftlichen Liebhabereien. Die Examinatoren sind die Könige, die den wünschenswerthen Neubau der griechischen und lateinischen Syntax gern so bald als möglich aufführen möchten, und die Examinanden die Rärner, die ihnen das Material dazu herbeibringen sollen. Jede Examenarbeit,

die ein ähnliches Thema wie die oben genannten behandelt, ist ein Schubkarren voll Baumaterial. Leider bleiben nur die Rärner bei solcher Arbeit Rärner und werden im Leben keine Baumeister. Sene Themata geben nicht nur keinen Maßstab für die philologische Durchbildung des Examinanden ab, sondern sie sind in vielen Fällen geradezu ein Mißbrauch, der mit seiner Zeit und Kraft getrieben wird. Hat es denn mit dem Neubau gar so große Eile? Wenn die Philologen an den Universitäten gern wissen wollen, wie es in Wahrheit um die Gesetze und die geschichtliche Entwicklung der griechischen und lateinischen Syntax steht, so mögen sie doch dergleichen Arbeiten in Gottes Namen machen; sie werden sicher auch unter den Studenten eine Anzahl freiwilliger Helfer finden, und auch in der Lehrerverwelt wird es nicht an Leuten fehlen, die sich aus eigenem Antrieb an der Arbeit beteiligen und die Resultate ihrer Studien gelegentlich in Schulprogrammen und Zeitschriften mittheilen werden. Ob diese ganze Arbeit aber zwanzig oder fünfzig Jahre dauert, ist doch wirklich gleichgiltig. Einem Studenten, der vielleicht während seiner ganzen Studienzeit — verständigerweise! — die Grammatik immer nur als Mittel zum Zweck betrachtet hat, dem die Philologie nicht in der Grammatik aufgegangen ist, der sich vor allen Dingen bemüht hat, in den Geist und Inhalt der alten Schriftsteller und Dichter einzudringen, in der griechischen und römischen Geschichte und Archäologie heimisch zu werden, am Schlusse seiner Studien ein Thema wie das über die Präposition *περί* bei Xenophon an den Hals zu hängen, ist nicht nur unnütz, denn der Examinand lernt fast nichts dabei, und aus der einfachen Interpretation einer gegebenen Textstelle, wie sie in früherer Zeit fast regelmäßig beim Examen gefordert wurde, könnte zehnmal besser ersehen werden, was er gelernt hat, nein, es ist geradezu eine Grausamkeit. In studentischen Kreisen werden denn auch diese Themata meist mit Achselzucken und mit einer Art von Galgenhumor hingenommen. Von einem jungen Archäologen, der auch mit dergleichen beglückt worden war, erzählt man, daß er, um doch wenigstens einen Spaß bei der langweiligen Geschichte zu haben, sich zwei Exemplare des betreffenden Schriftstellers in der Tauchnitz-Ausgabe gekauft, die sämtlichen einschlägigen Stellen angestrichen und herausgeschnitten und an Schnüren, die er wie Wäschleinen in seinem Zimmer gezogen, aufgehängt habe, um sie dann einzeln nach Bedarf herunterzulangen und abzuhaspeln. Das Mechanische und Fabrikmäßige jener Arbeiten kann keine drolligere Kritik erfahren als durch diese studentische Trockenstube.

Trotz der Leipziger und Berliner Entdeckung, trotz einzelner Annullirungen und Remotionen wird natürlich das betrügerische Treiben mit den Examenarbeiten ebenso wie der Doktordiplomenschwindel ruhig weiter gehen. Das Beiblatt des „Bladderadatsch“, dessen eine Seite ja stets einen wahren Inseraten-

kehricht darstellt, bringt auch in seiner neuesten Nummer noch mitten unter den üblichen Schmutz- und Schwindelannoncen das Inserat: „Wissensch. Arbeiten jed. Art, ~~S~~ auch militair., ~~R~~ reell und preiswerth. Abdr. Großer Berliner Gelehrten-Verein, Annonc.-Exp. Oscar Sperber, Charlottenstr. 27“. Daß dieser „Große Berliner Gelehrtenverein“ den Teufel darnach fragen wird, ob eine von ihm verlangte Arbeit als Examenarbeit bei einer staatlichen Kandidatenprüfung oder als Inaugural-Dissertation eingereicht werden soll, ist selbstverständlich. Für Geld wird eben Alles geliefert, was verlangt wird. Die Universitäten werden also auch in Zukunft, um nicht das Opfer neuer Schwindeleien zu werden, die größte Vorsicht anzuwenden haben. Aller und jeder Betrug wird schwerlich auszuschließen sein, namentlich an unseren großen, stark frequentirten Universitäten. Die schöne Zeit — der Verfasser dieser Zeilen hat sie noch mit durchlebt —, wo der Universitätslehrer zu den meisten seiner Schüler in ein näheres persönliches Verhältniß trat — wer es nicht dazu brachte, der war eben selber schuld und galt als Sonderling —, wo der Lehrer über die jeweiligen wissenschaftlichen Liebhabereien seiner Schüler stets informirt war und sie mit Antheil verfolgte, und wo die schriftlichen Prüfungsaufgaben so gut wie das mündliche Examen schließlich kaum etwas andres sein konnten, als ein natürliches Ergebnis der zuletzt betriebenen Studien des Examinanden, diese schöne Zeit ist freilich für immer vorbei. Bei dem ungeheuren Zubrang zu einzelnen Universitäten hat sich das Verhältniß geradezu umgekehrt, und der größere Theil der Studenten bleibt wohl dem Professor jetzt ziemlich fremd gegenüberstehen. Um so größere Sorgfalt müßte aber auf die Auswahl der Examenthemata verwandt werden. Wir glauben gern, daß es unendlich schwer sein mag, Jahr aus, Jahr ein die Masse von Themen, die jetzt gefordert wird, zu beschaffen, und geradezu unmöglich, in jedem einzelnen Falle das Richtige damit zu treffen. Eins aber, sollte man meinen, müßte doch in den meisten Fällen möglich sein: ein Thema zu vermeiden, welches dem Studienkreise des Examinanden gänzlich fern liegt, und dann: ein Thema zu vermeiden, welches augenscheinlich weniger um des Examinanden, als um des Examinators willen gestellt ist, im Grunde nichts weiter fordert als eine wissenschaftliche Handlangerarbeit und in Folge dessen auch von einem untheiligten Dritten zur Noth für Geld bearbeitet werden kann.

Nachtrag. Die neueste Nummer des Beiblattes zum „Kladderadatsch“ (27. Juli) enthält folgendes Inserat: „Hilfe bei Promotions-Prüfungs- und sonstigen Arbeiten aller Wissenschaften (Technik, Militair). Abdr. „Gelehrten-Verein F. C. 505“ bef. d. Exped. Berl. Tageblatt, Berlin W., Friedrichstr. 66.“ Das ist ja deutlich genug!

* * *